Zeitschrift: Wissen und Leben
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 25 (1922-1923)

Artikel: Der Mensch auf Reisen
Autor: Muschg, Walter
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-750000

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

DER MENSCH AUF REISEN

Zwanzig Jahre lang hat der junge Mensch im Geiste die Gegend nicht verlassen, in der er ins Licht erwacht ist: mit festen Kulissen steht die Welt um ihn herum, er verliert die Lage der Windrose nie aus dem Geblüt und weiß jederzeit genau, nach welcher Seite man nach Hamburg oder Marseille fährt. Ei, er macht viele Touren und abenteuert kreuz und quer durch die Wald- und Wiesenberge in die Ferne, vielleicht gar ein Stück über die Landesgrenze hinaus; aber das Gefühl für die Stadt und die Stube, wo er hingehört, verlässt ihn im Ernst und auf die Dauer nie. Dann aber packt er eines Tages die Koffer, bricht Brücken ab und hat dreißig Stunden zu fahren, bis er den fremden Ort erreicht, wo er wieder heimisch werden soll; und da ist keiner, der diesen ersten Wechsel nicht als etwas Außerordentliches, unbewusst Religiöses betriebe. In seiner Wagenecke wird ihm, der in Gewohnheit geborgenen oder seelisch verstopften Mehrheit der Mitreisenden zum Trotz, jede Station zum Ereignis, und mögen ihn auch die lange Fahrt, das distanzenhungrige Starren durch die Scheiben bald ermüden: er erlebt entscheidende Dinge, und so stark, wie nie mehr. Denn später gehört er wahrscheinlich zu den Vielgereisten und hat für die inneren Sensationen der Eisenbahn nichts mehr übrig. Doch was beweist die Gewöhnung an das Geheimnisvolle?

So aber steigt ihm vielleicht wie ein vager Einfall, den er erst ein paarmal vergisst und immer wieder findet, eine Gewissheit auf, die ihm jede Strecke der Fahrt tiefer verzaubert: die Gewissheit, dass ihm der D-Zug eine neue Art des Seins und Fühlens geschenkt hat. Noch traut er der Wahrnehmung selber kaum und hält sie für eine Übertreibung; er benützt jede Gelegenheit, um ihre Richtigkeit zu erproben, und erhält lauter neue Bestätigungen. Und endlich zweifelt er nicht mehr daran und sucht nur vergeblich nach einem Namen für dieses Wunder, wenn der Zug seine achtzig Stundenkilometer erreicht hat, bei jeder Krümmung ein rasender Eisensturm durch die Räder geht, der Wagen sich mit großartiger Eleganz in den Federn wiegt und mit jeder dieser wohligen Schwin-

gungen draußen eine Landschaft entschwindet. Die Geschwindigkeit wird so groß, dass sie alles Ruck- und Stoßartige, allen Zusammenhang mit den Mühsalen der Abfahrt verliert und in eine gänzlich neue Ebene einläuft. Die Bewegung wird zu einer bisher ungekannten Art von Ruhe, die entsetzliche Gefahr zu einem großen Frieden. Der junge Weltfahrer, der seit Stunden wortlos unter lauter fremden Nachbarn lebt, steht mit einer Zigarette im Mund im Couloir, schwankt den Rhythmus der unerhörten Bewegung mit und lässt mit halbbetäubten Sinnen die Bilderwelt einer neuen Dimension an sich vorüber, in sich hinein. Ist es die vierte, die siebente?

Draußen ist der Mond aufgegangen. Während einer Stunde wird er unmerklich aus einem gelben Fleck zur Silberscheibe; und diese altvertraute Wandlung hat etwas seltsam Ungewohntes erhalten, denn zugleich mit ihr haben sich hundert verschiedene Bezirke in die scheinbar ruhig liegende Glanzbahn geschoben. Was ist das für ein merkwürdig neues Verhältnis von Raum und Zeit? Fallen die beiden zusammen, sind sie am Ende dasselbe? Da öffnet einer das Fenster und hält einen Fetzen hinaus, und die Hand ist wie durch Hexerei augenblicklich leer. Der Neuling macht mit seinem Stummel dieselbe Probe, schauert aber im letzten Moment zusammen, zieht den Arm zurück und betrachtet den Zigarettenrest plötzlich mit gerührten Augen. Wie? In der Dauer eines Wimperzuckens geht das Handgreiflichste, Wirklichste auf Nimmerwiedersehn ins Unsichtbare ein? Doch nein, in Wahrheit wird der Stummel irgendwo auf dem Bahndamm liegen bleiben und ein Streckenwärter wird ihn in seine Pfeife drücken. Allein, was schiert den Reisenden diese Art von Weiterexistenz? Und er tut versonnen noch einen Zug an dem lebenden Leichnam und ahnt, dass er neuen Bedingungen untertan ist, in denen die bisherige Gesetzlichkeit seines Lebens bis zur Unkenntlichkeit entstellt erscheint. Wie oft und achtlos hat er bisher seine Zigaretten weggeworfen — doch er hat sie immerhin auch da vernichtet und vernichten wollen und ist nun bloß erstaunt, welch schroffe Form mit einem Schlag dieser kleine, alltägliche Abschied angenommen hat. Daraus folgert

er mit Recht, dass das Leben in der Eisenbahn kein neues Antlitz weist, sondern nur das unveränderliche Sphinxgesicht um einige Hüllen entschleiert hat. Und unversehens häufen sich die Zeichen.

Eine Eisenbahnfahrt kann unerträglich lang sein, aber sie wird im Reisenden nie eine Erinnerung von entsprechender Stärke zurücklassen. Ja, je länger und schneller sie ist, um so sicherer hinterlässt sie ein Gefühl völliger Leere, eine Lücke im Gedächtnis, eine seltsame nachträgliche Wirkungslosigkeit. Sie war vergebens, unwiderruflich, verloren — wie jener Stummel. Sollte da ein Zusammenhang bestehen? Ja, langsam wird es klar: die Traumnatur, das Entgleitende, Fugitive des Daseins erscheint hier sehr verschärft und beinahe bedrohlich. Was sonst ein melancholisches Vorübergehen war, eine stille Trauer über die Notwendigkeit beständigen, unvermeidlichen Abschiednehmens, das zeigt sich hier als ein sausendes Entrissenwerden. Der Übergang von Gegenwärtigem in Vergangenes, von Sichtbarkeit in Unsichtbarkeit und Unwirklichkeit, vom Leben in den Tod liegt auf der Messerscheide unmessbarer Gedanken und Gebärden. Und er bestünde gar nicht mehr, wenn sich nicht paradoxerweise im Innern des Zuges der Zustand beinahe völliger Ruhe erhalten hätte. Die vernichtende Problematik des Abenteuers beschleicht, wenn es hoch kommt, einige wenige der dahinjagenden Gäste im Gewand allerhand unheimlicher und abgründiger Angstmomente über ihre Todesnähe, über katastrophale Möglichkeiten. Dann schrecken sie rasch aus ihrer Träumerei in die „Wirklichkeit" zurück und torkeln munter in den Speisewagen.

Und doch gäbe ihnen ein nachdenklicher Blick aus dem Fenster noch sonderbarere Lehren. Denn dort draußen ist wirklich ein Chaos losgelassen. Was „sonst" das grobe Steinbett des Bahndamms wäre, ist etwas völlig anderes geworden, ein wildgestreifter, endlos langer Läuferteppich; das Wiesenbord dahinter oszilliert in kleinen, fieberhaften Bewegungen, bricht verwirrend ab und geht ebenso brutal in einen Acker über, dessen nächste Furchen sich wie Schlangen hin und wieder winden. Da ist nichts Einzelnes mehr zu er-

fassen und zu glauben, es ist in einen Zusammenhang eingegangen, der die Individuen zur Kette, in eine kaum mehr irdische Abstraktion eingereiht hat. Die Drähte, die dank ihrer Gestalt dieser Wandlung den geringsten Widerstand entgegensetzen, zeigen ihre Folgen am deutlichsten: sie bieten dem Auge einen schon ganz unbekannten, wieder magisch gewordenen Anblick dar. Sie streben einem dunklen Drang gemäß immer in die Höhe, doch die böse Stange reißt sie jedesmal nieder, wenn sie sich von ihrem letzten rohen Griff erholt haben und ihr dumpfes Schicksal, lahm verzagend, sich von neuem auf sich selbst besonnen hat. Es ist nur eine Stange, immer dieselbe, und es ist stets die gleiche Spanne Draht. Distanz erscheint als Bild, Bewegung, Schicksal. Die Drähte leben, und ihr schattenhafter Feind ist wie ein Alp: unbekannt, ungreifbar, und darum nicht zu beweisen. Ein Mensch, der im Eisenbahnwagen auferzogen würde, müsste die Stange einen Vogel oder ein Gespenst nennen und er hätte denselben Grad von Wahrheit auf seiner Seite, denn das Eisenbahnfahren ist ja nichts Unnatürliches. Und hinter diesen unermüdlichen Begleitern dehnt sich Landschaft aus und wird ebenfalls auf neue Art empfangen. Täler und Hügel drehen sich nach rechts oder links herum, schieben sich ineinander und verändern in Minuten ihren Umriss, nicht erst im Verlauf von stundenlangem Wandern. Je entfernter sie sind, um so geruhiger ist ihre Bewegung, aber Bewegung ist auch für sie an Stelle der Ruhe zum Daseinsgrund geworden. Der aufgeweckte Reiseblick entdeckt dasselbe nunmehr überall, von den vorüberlaufenden Bäumen und Häusern des Vordergrundes bis zur verborgenen Ruhelosigkeit des Horizonts. Die Zwischenformen sind unzählbar und überraschen an jedem neuen Gegenstand mit neuer Kraft. Alles fließt, alles ist Vorübergang, Unbestand, Abschied, eine Vorstufe des Todes, aus welcher die Wirklichkeit mit neuer Miene schaut.

Die fremde Stadt bedeutet nur die Fortsetzung dieses Auseinanderrinnens. Zu Hause bestimmt der Kreis der Freunde und Bekannten unsere Ansicht von der Welt, und was an unbekannter Menschheit außerdem die Straßen und Gärten der Heimat bevölkert, wird stets nur als willkommene

Reserve für spätere Bedürfnisse, als Garantie einer mäßigen Abwechslung im Verkehr mit Menschen oder schlechthin als malerischer, im übrigen aber nicht groß beachteter Hintergrund der wenigen agierenden Gestalten hingenommen. In der fremden Stadt aber ändert sich das Bild von selbst: hier dominieren die Unbekannten, hier ist ausschließlich Hintergrund und Perspektive, vor welcher der hergewehte Fremdling mit sich selbst allein und also doch ein wenig in Frage gestellt durch die Straßen schlendert. Vieles, was ihm liebe und bewusst gepflegte Gewohnheit war, verliert hier seinen Sinn und Reiz. Die Mahlzeiten erledigt er freudlos an Tischen, die nicht recht für ein Verweilen gemacht sind; sprechen mag er nicht aus freien Stücken, weil er sich seiner geringen Sprachkenntnisse schämt oder fürchtet, geneppt zu werden; in jedem Hotelzimmer lässt er einen Fetzen dessen zurück, was Schopenhauer den „ruchlosen Optimismus" genannt hat: die Lebensfreude, im Gleichschritt mit der Häufung äußerer Eindrücke geht sein Innenleben gegen den Nullpunkt zurück, wie sich in Augenblicken des Ausruhens und Alleinseins zeigt, und endlich ist von dem frohen Ausreißer nur ein müder Schatten zurückgeblieben, ein waschechter Elegiker und ein Fragezeichen durch und durch. Was zermürbt ihn so? Die stündlich neue Wahrnehmung, dass er über Nacht zur Ausnahme unter Legionen geworden ist, dass er im realen Hinblick auf die Zahl seiner Mitmenschen numerisch zur Bedeutungslosigkeit herabsinkt und also offenbar auch sonst, nach der Seite seines inneren Stolzes hin, einige Dämpfer ohne Widerspruch hinzunehmen hat. Das Letztere bleibt im halben Dunkel. Zweifellos und sichtbar genug aber steht ihm der Umstand vor Augen, dass sich eine durchaus unhaltbare Beziehung zu den Menschen eingestellt hat: der Reisende ist ein unverbesserlich Oberflächlicher, ein systematischer Missachter seiner Umwelt, der im Grunde außer ein paar Museen nichts mehr ernst nimmt und sich damit begnügt, überall möglichst ungeschoren wegzukommen oder aus dem sicheren Winkel eines Kaffees hervor das Leben wie einen Film vorüberziehen zu lassen, blasiert und rasch ermüdet. Er befindet sich auf der berühmten Suche nach dem Malerischen, Volks-

tümlichen, Bodenständigen, die sich nur um das Typische der Erscheinungen kümmert und ein buntes Kopftuch höher schätzt als ein Menschenschicksal. Er lässt Tausende achtlos vorübergehen, er fühlt sich als großen Herrn und als Freien unter Sklaven und weiß doch jederzeit genau, dass diese Überlegenheit ein Schein ist. Stellte er sich anständigerweise mit ihnen auf gleichen Fuß, so wäre vielleicht schon der Zweite unter ihnen ein solcher, dem er die Riemen nicht lösen darf. Soll er also noch weiterhin auf seiner Fahrkarte beharren, mit der er sich ganze Volksmengen zu Unterhaltungszwecken gekauft hat? Nein, eine solche innere Einstellung höhlt automatisch den Stärksten aus, wird, weil sie seelische Armut verursacht, bald als Qual empfunden und treibt die einen dazu, um jeden Preis Gespräch und Anknüpfung zu suchen, die anderen aber, denen das Gewissen lauter schlägt, zu dem Geständnis, dass ihnen statt der erhofften Bereicherung zunächst bloß ein höchst unsauberes, skandalöses Verhältnis zu Welt und Leben zuteil geworden ist. Und dieses Verhältnis lässt sich in einem Wort bezeichnen, das den Grundton der ganzen Fahrt und Reise angibt: es entspringt aus dem Passantengefühl.

Das Passantengefühl erklärt, weshalb sich gutgesinnte Menschen gleichgültig auf viele Stunden zusammen in ein Abteil setzen, sich unterhalten, ja anfreunden und dennoch mit einem leichten Scherzwort wieder für immer trennen können. Das Passantengefühl ist es, das in jenen Stunden tollen Fahrens dunkel geboren wurde und das nun alle diese Tage, nach Ausdruck verlangend, mit monotoner Lebenstrauer verregnet und verdämmert hat. Es erkennen und begreifen heißt eine Krise überwinden und eine tiefvergrabene Schönheit finden.

Ihr Licht bricht eben aus der Entdeckung hervor, dass sich der Lebenszustand des Reisenden mit dem ersten Schritt gleichsam in einen anderen Aggregationszustand begeben hat: aus dem stationären in den fließenden. Der Übergang ist für den Eigenstolz, für die angeborene Überheblichkeit des Herzens voll schmerzhaft zehrender Pein und kommt den meisten, von seinen Folgen zu schweigen, nicht zum Bewusst-

sein. Und doch erhält der schönste Koffer, der daheim ein solid am Boden stehendes Möbel war, schon am ersten Tag etwas Brigantenhaftes, Fliegendes, von heimatloser Luft Umwehtes, und schon die Art, wie unser bisschen Hab und Gut in Ecken verstaut, auf Wagen geworfen und fremden Fäusten anvertraut wird, hat etwas seltsam Unbürgerliches, Erniedrigendes. Gleichwohl aber ist die eigene Figur, zu der er gehört, noch das Dauerhafteste geblieben; sie löst sich höchstens an den Rändern auf, während das durchpilgerte Land der festen Mitte entbehrt: man kennt es nicht, man liebt es kaum, man findet lauter kleine Episoden und behandelt ganze Städte, ganze Völker als Zeitvertreib für ein paar freie Wochen. Zuletzt aber wächst uns das Spielzeug über den Kopf, die menschlichen Wesen nehmen kein Ende, alle Häuser sind unermesslich bevölkert und hinter jeder Bergwand tauchen sieben neue auf. Und all dies überlegt man kaum, man sieht es nur und sieht immer mehr und wird müde vom Sehen, bis dieses zu einem Schauen wird. Die unabsehbare Größe der Erde bietet sich bildhaft dar, wird dumpf wahrgenommen und anerkannt. Man ist durch Zwang geneigt, dem fremden Volk ein Daseinsrecht zuzugestehen und spürt sich um ein entsprechendes Quantum Selbstvertrauen ärmer. Aber diese Einbuße ist doch eine Art von frommer Lust oder doch von abwechslungsreicher Träumerei. Man interessiert sich für viele neue Dinge, hat einen neuen Blick für die Umwelt bekommen.

An erster Stelle steht dabei, dank häufigen Aufenthalten in Reisebureaus und Wartesälen, der Aufblick zum internationalen Fahrplan. Welch fabelhafter Mechanismus, Frucht unausdenklicher Arbeit und Erfahrung! Wie, davon schweigt man uns in Schulen, in der sehnsüchtigen Jugend? Das also hat es immerzu gegeben, während man solange unbeweglich war und eine enge Gegend als Mutterboden verehrte? Jeden Tag stieß dutzendmal ein Zug von uns ab, für den wir nur ein Anfang oder eine Episode waren? Ja, alle Orte der Erde sind nur ein Anfang, und deshalb nagt das Reisen an unserm überfetten Ich, möchte es wieder zum freien Vagabunden machen. So also ist das Leben: unvorstellbar, gewaltig nach allen Seiten brausend, nirgends gewillt, zu rasten. Alle Türme

sind wehmütig geneigt, überall drängt anderes immer machtvoll herauf und darüber. Gleite ein paar Stunden weiter, und was hier wichtig ist und sich unerschöpflich gebärdet, ist dort schon selten, wird in Konsulaten konserviert und muss ausdrücklich gesucht werden. Was sonst am sichtbarsten war, Städte und Berge, ist weit zurückgetreten und hat einer Unruhe Platz gemacht: der Eisenbahn, dem Zwischenraum, der Beziehung von Gegenstand zu Gegenstand. Und dieses Netz aus Millionen Bahnen überspinnt und verdeckt die Welt, zittert und schießt durch die Zeit und durch alle Nächte, unfasslich, unwiderruflich. Ihm ist nur eines zu vergleichen: das ewige System der Wasserläufe, die zu jeder Stunde die Welt durchrauschen, an Stellen branden und in Becken schäumen, aber nirgends heimisch sind. Das sind zwei wahre Geschwister, beide Stoff für endlose, unstillbare Träumerei und Reiche von gewaltiger Lyrik. Da ist keine Hilfe mehr, die Welt zergeht ins Haltlose, in flüssiges Strömen. Mancher, der in der Fremde war, sagt dasselbe nüchterner: er hat seinen Horizont erweitert, weiß, dass viele Standpunkte möglich sind. Aber er sagt doch nur die halbe Wahrheit, denn in der Eisenbahn gibt es, wenn auch nur für Stunden, überhaupt keinen Standpunkt mehr.

Auf der Heimfahrt, wenn der Zwischenfall deiner Reise als Ganzes bereits zu verblassen beginnt, bist du dann gewillt, das ohne jeden Rückhalt zuzugeben. Nordische Städte verhallen und verlärmen hinter dir, nur weil du dich entschlossen hast, ihnen den Rücken zu kehren. Was tun sie ohne dich? Was tust du ohne sie? Geheimnis! Oder Rom entschwindet, und du hast dich in der Bahnhofshalle eben noch überzeugt, dass die bereitstehende, dämonisch mit Ferne geladene schwarze Wagenreihe sich neben dem Kolosseum sehen lassen dürfe. Beide sind Wirklichkeitsmuster, Stofftriumphe, Technik, Resultate organisierter Zusammenarbeit. Du einzelner armer Wurm aber besinnst dich plötzlich auf der Weisheit letzten Schluss und findest viele Gründe, deine ohnmächtig verschwimmende Figur zu lieben.

Denn du bist einem folgenschweren Tatbestand auf die Spur gekommen. Überall da, wo die Wirklichkeit auffallende

Gestalt annimmt — nein, wo der Mensch sie stolz betont, mit ihr prahlen oder kaufmännisch paktieren will, überall da zerfällt sie in ein Rätsel, zeigt sie dem aufmerksamen Auge nur deutlicher ihr wahres Antlitz: die Meduse. Der Tod wohnt rings um sie und tief in ihr. Wo sie am unerbittlichsten geschmiedet ist, da ist sie am gegenstandslosesten, und an ihren härtesten Knoten wird sie durchsichtig. Die Eisenbahn, immer noch das gültigste Wahrzeichen unsrer Entwicklungsstufe, fährt mitten in unlösbare Probleme und halbdunkle Fragen hinein. Die Römer, diese körpergläubigen und geistfernen Amerikaner, haben unserm Geschlecht Ruinen hinterlassen, für deren Besichtigung Baedeker die Vollmondnacht empfiehlt, und an Dampf und Stahl erkennen wir die Nichtigkeit des Popanzes, auf den sich ahnungslose Gemüter berufen: der „Wirklichkeit". Sie ist das geschmackloseste Wort geworden, weil es alles und nichts aussagt. Du hast auf Reisen vieles gesehen, aber nicht alles und darum im Grunde nichts. Du hast nur einen neuen Blick erhalten:

Die Räder toben und sind überall und nirgends, und auch du weißt kaum mehr, wo und wer du bist. Die himmelblauen Kilometer fliegen vorbei, nach hinten, wo sie keiner sammelt, weil er nicht weiß, was sie dir gewesen sind. Und auch die Tage hinter dir sammelt keiner aus demselben Grunde. Von Rom nach Pisa (seligste Fahrt ...) sahst du beinah in Gleichzeitigkeit, wie zu einem Strauß von Schönheit gesammelt, was draußen vor dem Fenster endlos weit auseinander lag: da eine blaue Bucht mit vier rostroten Segeln drauf und einem Meerschloss dahinter, die sich alle rasch nach rückwärts in die Erinnerung entziehen. Und du weißt: das ist eine Welt gewesen, wo du bleiben könntest, wenn du wolltest. Aber du willst nicht mehr. Du durchschaust die Verlockung, auszusteigen. Du weißt nunmehr, dass die tiefste Erfüllung für jenen Trieb, mit dem die Menschen von Jugend an die Weite suchen, dieser Flug am Fenster ist. Da kommt alles, was Ferneblau und Horizont ist, zu dir her und wird für eine Sekunde Gegenwart und Nachbarschaft; aber du hütest dich, der Sekunde Dauer zu geben. Das war ein Dorf und das ein Mensch und alles ist ohne Zweifel so genau und inhaltsschwer

wie du, aber du lässt es vorüber, und diesmal nicht aus Überhebung. Denn du lässt sie aus Liebe fahren, um ihnen die Melodie nicht zu rauben, die du jetzt mit so unerhörter Stärke aus ihnen hörst. Du hast ein Mittel gefunden, deine zeitliche Begrenztheit zu überwinden und die Vergänglichkeit, den Fluss, die Ewigkeitsart des Daseins in der Überwindung des Raumes zu erleben. Du siehst die Wirklichkeit treu und dennoch nicht entzaubert, beinah gewichtlos und dennoch ernst und tief genommen. Ihr Stehenbleiben ist zum Tanz geworden, ihre Abgeschiedenheit zeigt dir eine untrennbare Verbundenheit, die auch dich umfängt und bereichert. Alle Gegenstände kehren dir ihre Rätselseite zu; nicht nur, dass du sie kaum hörst und siehst, sie haben auch kein Eigendasein, nichts mehr von jener läppischen Aufdringlichkeit, die sie überall erhalten, wo keine Bewegung ist. Bewegung aber ist Leben und Idee. An namenlosen Stationen werden Rufe laut, deren Rhythmus hinreißend ist; Gruppen von Signalen, die du nicht verstehst und denen du doch deine ganze Sicherheit verdankst, tauchen mit Glotzlaternen aus der Nacht und sind wie mexikanische Götzen. Die furchtbaren Schläge unter deinem Fuß, wenn eine Weiche kommt, musst du seltsam verehren, obschon sie dich erschrecken, denn sie bereiten dir den Weg und könnten, wie alles, auch anders sein — und dann wärest du tot. So aber bist du nur wacher geworden, und wenn dein Zug im heimischen Bahnhof hält und dich auf den festen Grund zurückwirft, dass du fast den Stand verlierst, als wärest du selbst nie fest und arm gewesen, dann gelobst du dir, einen Rest des göttlichen Taumels in deiner Seele zu behalten, wenn sich die Glieder auch längst wieder in die Dimension der gewöhnlichen Sterblichkeit zurückgefunden haben.

ZOLLIKON WALTER MUSCHG

NIETZSCHES BEZIEHUNGEN ZU SEINEN ANGEHÖRIGEN

Dank der nichtrastenden Erforschung von Nietzsches Biographie sind nun wohl alle Punkte dieses Lebens so auf-